

deutig und einleuchtend erscheint und nicht vom Geist der Spezialisten überwältigt wird. Niemand wird den Verdacht hegen, es würde hier einem Traditionalismus gehuldigt, der die Probleme abschaffen oder unter Verschuß halten möchte. Es muß aber einmal nachdrücklich zum Gebet gerufen werden, daß unsere Väter und Hirten, die vor allem die Kirche repräsentieren, durch vorbildliche Homilien und Schrifterklärungen den „Geist der Kirche“ klar, lebensvoll und hilfreich für jedermann bezeugen, vor allem für die „Armen, die Gefangenen, die Blinden und die Kranken“ (und wer gehörte nicht irgendetwas zu ihnen), denen das Evangelium in erster Linie zukommt (Luk. 4, 18). Wie die Dinge heute liegen, sollte glühend für dieses Anliegen gebetet werden.

Für eine brüderliche und fruchtbare Zusammenarbeit zwischen dem örtlichen Klerus und den ausländischen Missionaren. Missionsgebetsmeinung für September 1965

Der Aufbau einheimischer Kirchen mit eigener Hierarchie, in denen unter einem meist schon dem Lande selbst entstammten Bischof ausländische Missionare neben einem an Zahl wachsenden örtlichen Klerus tätig sind, hat zu mannigfaltigen Problemen der Zusammenarbeit geführt, die gewiß nicht dramatisiert werden dürfen, aber auch

nicht als belanglos abgetan werden können. Unter allgemeinen Gesichtspunkten werden diese Schwierigkeiten seit langem in der Missionsliteratur behandelt, während konkrete Konflikte in den einzelnen Diözesen naturgemäß nicht vor der großen Öffentlichkeit ausgebreitet werden. Die Verschiedenartigkeit der örtlichen Situationen und der unterschiedliche Reifezustand der jungen Kirchen in dem weitgespannten Missionsgebiet der Weltkirche bringen es mit sich, daß die Schwierigkeiten, die einer brüderlichen und fruchtbaren Zusammenarbeit der Missionare und des örtlichen Klerus entgegenstehen, der Art nach durchaus nicht überall gleich sind, aber doch gemeinsame Grundzüge zeigen; und um Verallgemeinerungen vorzubeugen, muß darauf hingewiesen werden, daß es Missionsdiözesen gibt, deren Klerus dank tieferer Einsicht in die Erfordernisse der Stunde und einer überlegenen Führung, oft auch infolge nicht ausgeprägter örtlicher Rassengegensätze, von solchen Schwierigkeiten überhaupt nichts weiß.

Johannes XXIII. hatte in seiner Enzyklika *Princeps pastorum* vom 28. November 1959 (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 172) unser Problem berührt, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Dem einheimischen Klerus führte er vor Augen, daß er der Hilfe der auswärtigen Missionare nach wie vor bedürfe und daß diese Missionare in katholischer Sicht nicht als „Fremde“ zu betrachten seien, da nach einem Worte Pius' XII. „jeder katholische Priester, der wirklich seinen Beruf erfüllt, sich als Sohn jenes Landes fühlen wird, in dem er dafür arbeitet, daß das Reich Gottes blüht und wächst“. Darum sollten alle in den einheimischen Kirchen tätigen Priester in aufrichtiger, brüderlicher Liebe einträchtig zusammenarbeiten, in einer Liebe, die die Liebe Christi widerspiegelt. Sie sollten „ein Herz und eine Seele“ (Apg. 4, 32) sein, jeder dem anderen dankbar für die geleistete Hilfe, so daß alle an ihrem Handeln erkennen, daß sie die Jünger dessen seien, der die gegenseitige dienende und helfende Liebe als sein besonderes „neues“ Gebot den Seinen gegeben habe.

Es ist hier das Ideal der Zusammenarbeit gezeichnet, dem

die ausländischen Missionare und die örtlichen Priester der selbständig gewordenen Missionskirchen auf Grund ihrer gemeinsamen priesterlichen Berufung nachstreben müssen. Wenn dies Ideal nicht vollständig erreicht wird, so liegt das zum Teil in der Verschiedenheit der Charaktere, Anlagen, Neigungen, Vorbildung, aber auch in der unterschiedlichen geistlichen Begnadigung der Missionspriester begründet, zum Teil in der Größe und Neuheit vieler Probleme, vor die sich die Mission heute gestellt sieht. Fertige Lösungen haben hier weder die ausländischen Missionare noch die einheimischen Priester. Was not tut, ist, daß man sich über die Grundsätze klar ist und danach gemeinsam zu handeln gewillt ist. Meinungsverschiedenheiten über die anzuwendenden Evangelisationsmethoden können den Fortschritt des Missionswerkes lähmen und die Missionschristen verwirren, wenn die einzelnen Priester nicht bereit sind, unter Umständen auch persönliche Ansichten im Interesse des Ganzen zurückzustellen und die letzten Entscheidungen dem Bischof zu überlassen, mag dieser noch Ausländer oder bereits Einheimischer sein.

Bei der Zusammenarbeit gibt es natürlich auch Schwierigkeiten, die in menschlicher Unzulänglichkeit begründet sind. Obwohl ausländische wie einheimische Missionare in gleicher Weise als Christen und Priester nach der Vollkommenheit zu streben verpflichtet sind, sind sie keine perfekten Heiligen. Es darf hier das nüchterne Wort zitiert werden, das der niederländische Missionswissenschaftler Edouard Loffeld nach einer siebenmonatigen Studienreise durch Mittelfrika, die ihn mit mehr als tausend westlichen und afrikanischen Priestern in Berührung brachte, in „Het Missiewerk“ (Nr. 2, 1958) schrieb: „Wir müssen mit der Romanze Schluß machen, der Chateaubriand zur Mode verhalf und die hier Helden darstellt, die nicht allein ihrer Familie, ihrer kulturellen, kirchlichen und nationalen Umwelt Lebewohl sagen, sondern dann auch weiterhin ein ideales Leben höchster Selbstopferung und Selbstverleugnung führen, die ferner genau wissen, was sie erreichen wollen, und in enger Zusammenarbeit und in Team-Geist danach streben. Das alles ist eine Mythe . . .“

Wege zu echter Zusammenarbeit

Solange der einheimische Klerus innerhalb der Missionsgebiete noch in untergeordneten Stellungen tätig war, war das Problem der Zusammenarbeit im wesentlichen ein Problem der ausländischen Missionare. Seitdem aber der landeseigene Klerus immer mehr in die Mitverantwortung für den Aufbau selbständig gewordener Missionskirchen einrückt und einheimische Bischöfe in stets wachsender Zahl deren Leitung übernehmen, ist dieses Problem um einige wichtige Akzente bereichert worden. Es ist klar, daß sich nun die Entscheidungen über den einschlagenden Kurs immer mehr auf das einheimische Element verlagern. Zwar haben die ausländischen Missionare die größere Erfahrung und die Verbindung mit den großen Seelsorgs- und Missionstraditionen der Kirche, aber in der Kenntnis des zu missionierenden Volkes und seiner Kultur stehen sie den einheimischen Priestern nach. Das einheimische Element hat also den Vortritt bei der Lösung aller Fragen, die die Verleiblichung der Kirche im örtlichen Kulturboden betreffen. Müssen die ausländischen Missionare also hier der Entwicklung zur einheimischen Volkskirche die Freiheit geben und oft sogar ihr eigenes, von den Anschauungen der einheimischen Bi-

schöfe und Priester abweichendes Urteil zurückstellen, so ist es andererseits Pflicht des einheimischen Elements, die Erfahrungen der fremden Missionare zu berücksichtigen und brüderlich mit ihnen die großen Lebensfragen der jungen Kirchen zu erörtern. Läßt die eine oder die andere Seite es hier an Einsicht, Achtung, christlicher Liebe und Feingefühl fehlen, so sind Gleichgewichtsstörungen im Missionsgefüge kaum zu vermeiden. Die Missionare müssen bedenken, daß bei der Einführung des Christentums in ihre eigene Heimat der einheimische Klerus oft auf lange Zeit noch nicht allen Anforderungen entsprach, die man an ihn stellen zu müssen glaubte. Es gibt Wachstums- und Reifegesetze im Werden einer neuen Teilkirche, die stets beachtet werden müssen. Von den ausländischen Missionaren wird in dieser Übergangsperiode, die oft lange Zeit dauert, ein großes Maß an Selbstbeherrschung, Geduld und Verstehen gefordert. Bringen sie diese Tugenden auf, so werden sie der Entwicklung der jungen Kirchen den größten Dienst leisten. Sie dürfen sich aber auf keinen Fall aus dieser Entwicklung herausdrängen lassen, denn sie bleiben für sie mitverantwortlich, solange die Kirche ihre Mitwirkung als notwendig erachtet. Ihr offen gezeigtes Wohlwollen gegenüber dem vom örtlichen Klerus geführten Akkommodationsprozeß darf nicht zu einer eigenen Passivität auf diesem Gebiete führen, die nur Mißtrauen wecken kann. Erst recht wäre eine zur Schau getragene Resignation vom Übel.

Die einheimischen Priester aber müssen zu einem geschichtlichen Verstehen der modernen Periode der Weltmission und zu einer gerechten Würdigung der Missionsleistungen in der Vergangenheit heranreifen. Hätte sich die Kirche von den ersten Zeiten an von Volk zu Volk aus dem Mittelmeerraum nach dem übrigen Asien und Afrika weiter ausbreiten können, wäre der Einbruch des Islams nicht erfolgt und hätte es nicht die weitgehend politisch bedingte west-östliche Kirchenspaltung gegeben, so wären die Anpassungsprobleme dort nicht in jener Schärfe aufgetreten, die sie nach mehreren Jahrhunderten westlicher Kolonialherrschaft und des westlichen Imperialismus angenommen haben, in deren äußerem Rahmen jener gewaltige missionarische Aufbruch einer Kirche erfolgte, die sich kulturell rein westlich orientiert hatte und nun mit Kulturen in Beziehung trat, mit denen ihr jeglicher Kontakt fehlte. Ein kulturelles Überlegenheitsgefühl der westlichen Menschheit, das auch die Missionare erfüllte, begleitete diese missionarische Expansion. In Verbindung mit theologischer Engsichtigkeit führte es zu Fehlurteilen und Fehlhaltungen. Man kann hier nicht von Schuld sprechen. Auch die Missionare bleiben immer Kinder ihrer Zeit und können sich menschlich nicht aus den Bedingtheiten lösen, in denen sie missionieren. Andererseits hat die Mission der Neuzeit zur rein menschlichen, sozialen und kulturellen Hebung namentlich der sog. Primitivvölker außerordentlich viel geleistet, und zwar unterstützt durch das Verlangen der ganzen farbigen Menschheit, sich die Werte und Errungenschaften der westlichen Zivilisation anzueignen. Es wäre höchst ungerecht, wenn aus den Reihen des einheimischen Klerus heute den Missionaren der Vorwurf gemacht würde, sie hätten in der Vergangenheit alles falsch gemacht. Im übrigen sucht dieser Klerus, stark westlich gebildet, in seiner großen Mehrheit heute nach einem geistigen Standort zur Beurteilung der neuen Gegebenheiten. Es wird Sache der Seminarbildung sein, ihm dabei zu helfen. Umgekehrt bemüht man sich heute in den Missionsseminaren

der westlichen Welt offenbar erfolgreich, den jungen Glaubensboten eine geistige Zurüstung zu geben, die es ihnen gestattet, unter neuen Gegebenheiten erfolgreich mit dem zur Verantwortung gelangten einheimischen Klerus zusammenzuarbeiten. Die jungen Missionare, besonders jene, die in den letzten Jahren hinauszogen, haben hier meist weniger Schwierigkeiten als die alten, von denen manche zurückberufen werden müssen, weil sie den Wandel der Dinge geistig nicht verarbeiten können. Es gibt hier auch unter den Missionaren ein Generationenproblem . . .

Das gegenwärtige Klima einer überstürzten Evolution und eines hochgespielten Nationalismus der aus der Kolonialherrschaft entlassenen Völker erleichtert gewiß nicht das harmonische Zusammenwirken von Priestern der weißen und der farbigen Rassen. Tief verwurzelte Ressentiments gegen den Kolonialismus bzw. den früheren westlichen Imperialismus werfen, zu Recht oder zu Unrecht, noch immer ihre Schatten auch auf das Missionswerk, und dem einheimischen Klerus bleibt nicht verborgen, daß man seine Entwicklung und Entfaltung in der neueren Missionsgeschichte oft nur mit halbem Herzen betrieben hat. Seine Angehörigen brauchen nur die Enzykliken seit 1919 zu lesen, um sich davon zu überzeugen.

In einer Betrachtung über die Missionskirche nach dem Konzil schrieb Erzbischof Victor Sartre, Mitglied der Konzilskommission für die Missionen, jüngst in den „Études“ (April 1965), daß die Aufgabe des Aufbaus einheimischer Kirchen ernste Schwierigkeiten in sich birgt: „Vor allem verlangt sie einen starken, kernigen Glauben und einen hohen Begriff von der apostolischen Aufgabe, aber auch eine aufmerksame und beharrliche Entäußerung von persönlichen, gemeinschaftseigenen, nationalen, kulturellen und pastoralen Präferenzen. Sie zwingt den Erbauer der Kirche, sich über Vorurteile von Rasse, Stamm, Nation, sozialer Lage oder Zivilisation zu erheben, um ständig auf die Bedürfnisse der Seelen zu lauschen und zu fragen, was der Dienst der Kirche verlangt. Die von auswärts gekommenen Missionare und die autochthonen Priester sind samt und sonders gehalten, ihre Sympathien oder Antipathien zu beherrschen, um im Geiste Christi am gemeinsamen Werk zu arbeiten . . . Nur durch offenherzige Zusammenarbeit wird die Kirche ihre Wurzeln im Lande einsenken und sich zum Himmel erheben mit ihrer originalen Physiognomie, ihrer Organisation, ihrem Stil, ihrem Dekor, ihrer Liturgie, ihren Gesängen, ihren örtlichen Gebräuchen . . .“

Landeseigener Weltklerus und Ordensmissionare

Man kann die Erwägungen über die Zusammenarbeit zwischen einheimischem und ausländischem Klerus nicht abschließen, ohne einen Blick auf gewisse Schwierigkeiten zu werfen, die sich bei der Ablösung der (meist ausländischen) Ordensmissionare durch den örtlichen Weltklerus ergeben. Meist reicht dieser Weltklerus an Zahl nur, um die Seelsorge der schon aufgebauten Gemeinden zu übernehmen, und dies auch nur zu einem Teil. Es hat sich nun die von Rom angeregte Praxis herausgebildet, dem oder den Orden, die bisher in dem Gebiet tätig waren, besondere Distrikte (Missionsregionen) anzuvertrauen, die noch der kirchlichen Entwicklung bedürfen. Die Übergabe geschieht auf Grund eines Vertrags mit dem einheimischen Bischof und ist befristet, wenn nicht Rom solche Gebiete als Keimzellen neuer Diözesen in Aussicht genommen hat.

Diese Verträge bedürfen der Genehmigung durch die Propagandakongregation. Die Missionsregionen unterstehen natürlich der Aufsicht des einheimischen Bischofs, der freilich über die Religiösen nicht die gleiche Verfügungsgewalt hat wie über seinen Weltklerus. Der Ordensmann muß der eigentümlichen Berufung seines Instituts treu bleiben. Die Gewalt des Bischofs ist also begrenzt durch die inneren Erfordernisse der Ordensgesellschaft. Nach diesem Prinzip regelte eine Instruktion der Propaganda aus dem Jahre 1929 in den sog. ordenseigenen Gebieten die Zuständigkeiten des kirchlichen und des Ordensoberen, und analog muß diese Regelung auch für die Diözesen gelten, in denen einem einheimischen Bischof aus dem Weltklerus Ordensleute unterstellt sind. Es ist freilich wohl zu beachten, daß die oben genannte Instruktion den Ordensleuten zwar die Beobachtung der eigenen Ordensregel anbefiehlt, aber mit der Einschränkung: „insoweit die apostolische Tätigkeit dies zuläßt“. Was immer das Konzil in Hinsicht auf eine größere Verfügbarkeit der Orden für die reguläre Seelsorge beschließen mag: es kann nicht so weit gehen, die Ordensleute zu zwingen, bei ihrer Tätigkeit auf die inneren Erfordernisse ihrer besonderen Berufung zu verzichten.

Es ist nun offenbar manchen einheimischen Bischöfen nicht leicht, sich bei ihren seelsorglichen Planungen mit diesen Einschränkungen abzufinden. Wenn z. B. der Bischof von Taiwan (Formosa), Stanislaus Lokuang, klagt, es gebe Missionsreligiösen, die bereitwilligst dem autochthonen Bischof dienen wollten, aber mit Autonomie-Verträgen (vgl. *Novella Ecclesiae Germina*, Nijmegen 1963, S. 80), so liegt hier wohl ein Mißverständnis vor, denn kein Missionsorden kann sich der kirchlichen Jurisdiktion des Ortsbischofs entziehen. Im übrigen hat Bischof Lokuang noch jüngst mit einer Ordensgesellschaft einen von Rom genehmigten Vertrag über die Zuweisung eines Missionsdistriktes abgeschlossen, in dem sicherlich dem Orden keine „Autonomie“ zugebilligt wurde.

Andererseits besteht natürlich die Gefahr, daß Ordensobere in Erinnerung an die frühere selbständige Leitung des Gebietes durch ihre Gemeinschaft und in einem gewissen Mißtrauen gegen mögliche „Experimente“ des einheimischen Bischofs für ihren Distrikt ein Höchstmaß an Unabhängigkeit erstreben. Die Folge ist dann die Klage des Bischofs, die Lokuang wie folgt zum Ausdruck bringt: „Dem Rechte und dem Namen nach bleibt der Bischof der Bischof der Diözese, aber in Wirklichkeit leitet er nur die einheimischen Priester. Die Beziehung zum religiösen Oberen (der Missionare) bleibt überaus delikats, die seelsorgliche Leitung unwirksam, und die Arbeit kann nicht nach einheitlichem Plan organisiert werden“ (a. a. O., S. 80).

Alle diese Schwierigkeiten können nur überwunden werden, wenn ein wirklicher diözesaner Geist einheimischen und ausländischen Klerus zusammenführt und auch die Ordensmissionare sich einer Gesamtpastoral einordnen, deren Richtlinien der Bischof zu bestimmen hat.

Eine letzte Schwierigkeit resultiert aus einem Problem, mit dem sich auch das Konzil schon beschäftigt hat. Während die Ordensmissionare über materielle Hilfsquellen aus der Heimat verfügen, sind die einheimischen Bischöfe, soweit sie nicht Kirchenbeiträge erheben können (was selten oder nur in unzureichendem Maße möglich ist), auf die Beihilfen der Päpstlichen Missionswerke angewiesen, die nach Lage der Dinge nur den kleinsten Teil der Bedürfnisse decken können. So sind die einheimischen Bischöfe

genötigt, Bettelreisen in die westlichen Länder zu unternehmen. Das Konzil wird im Interesse der neuen Diözesen für eine bessere Verteilung der Beihilfen aus den altchristlichen Ländern Vorsorge treffen müssen. Aber auch hier ist man vor Schwierigkeiten gestellt. Es ist allgemein bekannt, daß oft die einheimischen Finanzverwalter mit den Erfordernissen der Geldwirtschaft noch nicht vertraut sind. So wird manches Geld vertan. Ernennet der Bischof einen Finanzverwalter aus den Reihen der ausländischen Missionare, so fühlen sich die einheimischen Priester bisweilen gekränkt. Es besteht ferner die große Gefahr, daß einheimische Bischöfe das, was sie in Europa oder Amerika an kirchlichen Institutionen bzw. Bauwerken sehen, zum Maßstab für eigene Verwirklichungen nehmen, ungeachtet des Anfangsstadiums ihrer Diözese. Sicherlich sind dies alles nur vorübergehende Probleme, die durch geeignete Erziehungsmaßnahmen und eine stärkere Kontrolle der Finanzgebarung seitens der Propagandakongregation (die dann aber, um kein Ausnahmerecht zu schaffen, alle Missionsdiözesen umfassen muß) behoben werden können.

Wenn nun „Missionsregionen“, die in einer jungen Diözese noch ausländischem Ordenspersonal anvertraut sind, schöner, großräumiger, kostspieliger bauen, als es der einheimische Bischof in dem übrigen Diözesanteil tun kann, so schafft dies nicht nur Mißstimmung beim einheimischen Klerus, kann vielmehr diesen direkt zu Aufwendungen veranlassen, die wirtschaftlich nicht vertretbar sind und den Etat der Diözese durcheinanderbringen. Es ist also notwendig, daß diese Missionsregionen bei ihren Bauvorhaben Rücksicht auf die allgemeinen Verhältnisse der Diözese nehmen und sich klug und bescheiden anpassen. Eine solche Haltung wird die Zusammenarbeit zwischen dem einheimischen Bischof und den ausländischen Missionaren sehr erleichtern und zur Schaffung einer Vertrauensatmosphäre beitragen, die Vorbedingung für eine gesunde Entwicklung der unter einheimischer Leitung gestellten jungen Diözesen ist.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Erster Nordischer Katholikentag

Die Katholiken der skandinavischen Länder und der norddeutschen Diözesen begingen vom 18. bis zum 20. Juni 1965 in Hamburg den ersten „Nordischen Katholikentag“. Den kirchlichen Anlaß dazu bot das gemeinsame Gedenken an den 1100. Todestag des heiligen Bischofs Ansgar, des Apostels des deutschen und des skandinavischen Nordens. Bei der Veranstaltung handelte es sich um den ersten internationalen Katholikentag auf deutschem Boden. Als Veranstaltung der Katholiken aus der skandinavischen und der norddeutschen Diaspora unterschied er sich in mancherlei Hinsicht vom Gepräge der großen Katholikentage, wie sie in Deutschland und Österreich Tradition sind. Der Diasporasituation entsprechend verzichtete man — bei sonst hervorragender Organisation —, daraus eine irgendwie repräsentative Schau des nordischen Katholizismus zu machen. Noch mehr verzichtete man auf jeden Versuch defensiver Selbstbestätigung gegenüber der nichtkatholischen Umgebung. Die Teilnehmerzahlen hielten sich in Grenzen. Bei der Konzelebration von Kardinal Frings mit 12 nordischen Bischöfen am Sonntag, dem 20. Juni, vormittags